



Dies ist eines der wenigen Fotos, die Wilhelm Löffel zeigen. Es ist erschienen in der «Filderzeitung» am 7. September 1954.

Eigentlich ist es verwunderlich, dass es bis heute keine schwäbische Literaturgeschichte des 20. Jahrhunderts gibt, sondern nur Ansätze dazu¹, wo doch sonst alles Mögliche ausgegraben, gesammelt und in einen geschichtlichen Kontext gerückt wird. Ja, sogar ein Knopf- und ein Bierkrugmuseum gibt es bereits! Freilich: neuerdings wenigstens auch ein Mundartarchiv in deren Nähe, nämlich im ober-schwäbischen Bad Schussenried. Wenn ich also über meinen Namensvetter Wilhelm Löffel (1871-1935), alias Knöpfle, schreibe, dann über einen, dessen Veröffentlichungen nur mühsam vervollständigt und dessen Lebensdaten erst in detektivischer Kleinarbeit zusammengesetzt werden konnten. Denn als er starb, war ich noch nicht geboren, der schwäbische Dachboden ist von den Nachkommen bereits geleert, und ein Auskunftsbuch wie jenes von August Holder über die Zeitspanne vom Barock bis 1909 gibt es im Anschluss daran noch nicht.

Wilhelm Löffels Blütezeit als Mundartautor und Stuttgarter Original fällt aber genau in jene literaturgeschichtliche Finsternis, die zwischen 1910 und

1945 noch weitgehend herrscht. Immerhin wurde 1946 eine Stuttgarter Straße nach ihm benannt, und so ist wenigstens sein Name «in aller Munde». Bei seinem unterhaltsamen Werk handelt es sich um Gedichte, Geschichten, um ein paar Volksstücke fürs Laientheater – *Dr letschte Wengerter* heißt eines – und um erstaunlich viele Zeitungsartikel, die man im «Stuttgarter Neuen Tagblatt», dem Vorgänger der «Stuttgarter Zeitung», findet oder, man höre und staune: im «New Yorker Schwäbischen Wochenblatt». Eine wahre Fundgrube, wenn man übers damalige «Ländle» etwas erfahren will oder wie ich über einen entschwundenen Namensvetter! Von beiden sei also hier die Rede.

Wilhelm Löffel war kein «Gschtudierter» im Gegensatz zu manchem Mundartautor heute, der die Sprache reflektiert und artistisch handhabt, sondern ein Mann aus dem Volk, der etwas *gradraus* zu sagen hat, derb und deftig manchmal, aber eben auch, wenn's geht, mit Humor. *A Mensch ohne Humor ischt wie Vogel ohne Fedra, gschmacklos wie Supp' ohne Salz, fad wie auspreßter Äpfelschnitz – mit oim Wort: 'a lebendicher Leichnam!'*, schrieb er einmal. Und Humor brauchte man durchaus in einem oft beschwerlichen Leben und einer schwierigen Zeit. Eigentlich wollte er Weingärtner werden wie die meisten seiner Vorfahren, die im Stuttgarter Bohnenviertel gelebt hatten, aber die Zeitumstände waren ungünstig. Schon längst und besonders um die Jahrhundertwende herum war es zu Ende mit der ursprünglichen Weinschwemme, die noch die eingerückten Franzosen 1688 staunend gerühmt hatten, denn die Bautätigkeit war landfressend auf dem Vormarsch, die eingeschleppte Reblaus war's wurzelzersetzend, und auch das Bier gewann an Boden. Manche Winzer wichen nun auf den Gemüseanbau aus, andere auf einträglichere Berufe. Wilhelm Löffel erwarb mutig ein Kurhaus, oben im Luftkurort Degerloch, und schenkte nun als Hotelier und Wirt wenigstens Wein aus, wenn er ihn schon nicht mehr herstellen konnte. Falls er ihn, lieber dichtend als dienernd, nicht überhaupt oft selber trank und 1914 nach Kriegsbeginn trinken musste! Denn die Kurgäste blieben zunehmend weg, und die wirtschaftliche Durststrecke zog sich hin. Bei Kriegsschluss war auch er am Ende, verkaufte das Hotel an die Stadt und stand wohl letztlich, auch der wachsenden Inflation wegen, mit ziemlich leeren Händen da. Humor war jetzt gewiss nötig, und sicher auch der und jener Dollar. Jeden-

falls: Ende 1920 besann er sich auf das «New Yorker Schwäbische Wochenblatt» und ließ seine Stuttgarter Vorkriegskolumne dort wiederaufleben.

Das «New Yorker Schwäbische Wochenblatt» – weltoffene Zeitung von 1877 bis 1944

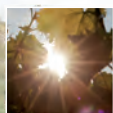
Was hat es mit dieser Zeitung – «New Yorker Schwäbisches Wochenblatt» heißt sie genau – auf sich? Gegründet wurde sie 1877, so steht's im Impressum, und sie erschien immer mittwochs bis zum vermutlichen Ende 1944. Die unterschiedlichen Abonnementspreise zeigen, welches Verbreitungsgebiet vorgesehen war: nicht nur New York allein, sondern die ganzen Vereinigten Staaten, dazu Kanada und Mexiko, sogar die Philippinen und «Porto Rico», aber im Rücklauf der Nachrichten auch Europa, natürlich insbesondere Deutschland selbst. Deshalb ist das Wochenblatt in der Hauptsache hochdeutsch verfasst und die Mundart wohltdosierte Zutat. Leider sind nur Teile davon erhalten und auf Mikrofilmen dokumentiert². Bis 1920 fehlt gar alles, und niemand weiß bisher, wo sich frühere Nummern befinden könnten. Freilich: auch das Überlieferte ist immer wieder recht lückenhaft. Doch der Jahrgang 1922, der den Landsleuten in Amerika die sprung-

hafte Inflation vor Augen führt, ist so gut wie vollständig und der vorangehende zum großen Teil, sodass es möglich ist, durch dieses Zeitfenster zu erkunden, welches Bild von der Heimat den Ausgewanderten vermittelt wird und welches sie mitgenommen haben.

Das New Yorker Wochenblatt ist trotz seiner schwerpunktmäßigen Ausrichtung aufs schwäbische Stammland eine recht weltoffene Zeitung. Ihr Augenmerk gilt nicht nur den Klein- und Kleinstereignissen im Lande, sondern auch über die Landesgrenze hinaus jenen in Bayern, Hessen, Baden und der Pfalz und streiflichtartig sogar dem Weltgeschehen. Die erste bzw. später die vierte Seite von insgesamt acht bietet sachliche Leitartikel oder Kommentare aus deutschsprachigen Zeitungen. Möglichst wöchentlich erscheint unter der Rubrik *Originalkorrespondenz aus Württemberg* die Kolumne von Adolf Heller, dem Chefredakteur des «Schwäbischen Merkurs», bis zu seinem Tod 1932. Er unterrichtet die Landsleute über das politische, wirtschaftliche und kulturelle Geschehen im Lande, insbesondere in Stuttgart, über Querelen im Landtag und vor allem über die miserable wirtschaftliche Lage, belegt immer wieder die sprunghafte Teuerung und die galoppierende Schwindsucht der

Weshalb die **Weine aus** unseren **Steillagen** so wertvoll sind.

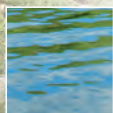
Es gibt nur eine Sonne, aber die Lage und die Leidenschaft zum Wein bewirken den Unterschied.



Lichteinfall. Durch die starke Hangneigung unserer Lagen erreicht das Sonnenlicht unsere Reben fast im 90° Winkel. Dies sorgt für eine optimale Lichtausbeute und Wärmeaufnahme.



Felsen und Trockensteinmauern. Die natürlichen Muschelkalkfelsen und die Mauern verstärken die Sonneneinstrahlung und speichern zusätzlich Wärme, die sie an die Reben abgeben.



Neckar und Enz. Beide Flüsse speichern nicht nur Wärme, sondern erhöhen durch Reflektion die Sonneneinstrahlung unserer Rebanlagen und beeinflussen das Mikroklima nachhaltig.



Muschelkalk-Verwitterungsböden. Auf den nährstoffreichen Böden gedeihen die anspruchsvollsten Rebsorten, wie beispielsweise Trollinger und Lemberger, besonders gut.



Selektive Handlese. Die Trauben an den Rebstöcken in unseren terrassierten Steillagen werden äußerst schonend und mit aller größter Sorgfalt selektiv von Hand gelesen.



Leidenschaft unserer Winzer. Diese Leidenschaft ist nicht nur Grundvoraussetzung für die Pflege der mühevoll zu bewirtschaftenden Lage, sondern auch Garant für bestes Lesegut.

Felsengartenkellerei Besigheim eG · Am Felsengarten 1 · HESSIGHEIM · Telefon 07143/8160-0

FELSENGARTENKELLEREI BESIGHEIM

Nachrichten aus Württemberg

New Yorker

Neuestes aus Baden, Bayern und Pfalz

Schwäbisches Wochenblatt

Stuttgart, am 14. April 1927.

Neueste Nachrichten aus Württemberg.


Schwabwald Glas
 741. Schillerstr. — 1927
 Einmal wöchentlich
 1927 Dr. Karl Heringer
 (Chefredakteur) und
 Dr. Fritz W. D. (Hilfsredakteur)
 (Jahres-Gewinn nach Abzug aller Ausgaben)

Schwäbische Gaißelkarten
 per Post eingesendet
 \$1.15 die 500
 per Post Schwäbische Postkarte
 50 Post St. New York 07.

Fest-Zeitung
 zum
 Dreihundertzigsten
 Schwäbischen Volksfest
 des
**Milwaukee Schwaben
 Unterstützungs-Vereins**
 Sonntag,
 den 2. August 1925
 Brinhammer's Park
 Gudahy



Goldenes Jubiläum
 1873 1923
 Auchilles und Iphigenia
Cannstatter Volksfest-Verein
 Philadelphia, Pa.



Band der Ost-Schwaben von Amerika
 GUTENACHTUNG DETROIT
 10. FEB. 1937 2006087
 Stuttgart

Schwaben Verein
 von Chicago.
Festschrift

 31 März 1878. 31 März 1928.
 zur 50sten
Stiftungsfeier.

56. CANNSTATTER VOLKSFEST

 Chicago
1933
 A CENTURY OF GROWTH
 Einzelscheinnummer 25¢

Köpfe, Titelselten, Anzeigen schwäbischer Zeitungen und Festschriften usw. — in Nordamerika

Für das «New Yorker Schwäbisches Wochenblatt» hat Wilhelm Löffel viele Beiträge aus der alten Heimat geliefert. Auf der linken Seite eine Collage aus Titelseiten, Festschriften und Anzeigen der Schwaben in den Vereinigten Staaten von Amerika.

Mark, die gleichwohl den kühnen Plan nicht schmälern können, einen Neckarkanal über die Schwäbische Alb nach Ulm zu bauen. Und er vermittelt den Ausgewanderten landes- und kulturkundliches Wissen, einmal über den Württembergischen Schwarzwaldverein, dessen Unterstützung er ihnen ans Herz legt, ein anderes Mal über die Volksbildungsarbeit, die Schwäbische Volksbühne, einen

Schwäbischen Heimatkalender, die Gründung eines Schwabenbundes und vor allem über Schiller und den Schillerverein mit dem Marbacher Schillermuseum als Brennpunkt seiner Arbeit. Ja, Schiller ist eine feste Größe in den Beziehungen der räumlich Getrennten, und nicht wenige Landsleute drüben treffen sich sogar, um gemeinsam seinen Geburtstag zu feiern. Goethe steht, damit verglichen, längst

nicht so einmalig da, gleichwohl haben sie ihm 1913 in Chicago ein Denkmal errichtet.

Die vierte Seite ergänzt solche Vergegenwärtigung der Heimat durch Briefe aus verschiedenen Städten, die sich selbst mit ihren augenblicklichen Problemen porträtieren, und immer wieder durch lehrreiche Aufsätze: Da geht es um die Heilquellen im Land, um wichtige Erfindungen und Entdeckungen, um die Geschichte des Männergesangsvereins in Schwaben, um die gute alte Zeit in Württemberg «vor 120 Jahren» und natürlich – auch da! – um Schiller, etwa seine Asylzeit in Bauerbach oder das Schillermuseum.

Die kleine Welt ist als kunterbuntes Mosaik auf den weiteren Seiten ausgebreitet. Möglichst flächendeckend werden Vorfälle noch aus dem hintersten Winkel berichtet, sei es nun, dass es sich um ein Jubiläum in Linsenhofen handelt, um ein gestohlenes Schwein in Mögglingen oder um eine Zwangsversteigerung in Kohlstetten. Vieles ist eher kurios als berichtenswert, aber darauf kommt es ja gar nicht so sehr an, sondern auf ein Lebenszeichen aus dem fernen Heimatort oder umgekehrt auf eine Todesnachricht, die vielleicht einen Bekannten betrifft, und so werden die Verstorbenen wöchentlich landesweit in einer langen Liste aufgeführt.

Der Freude am Kuriosen und am Anekdotischen kommt vor allem die ständige Rubrik *Merkwürdige Menschen und Begebenheiten* entgegen. Dabei dreht es sich um wahre «Stückchen» und auch um Schicksalsfälle, die, an Hebel erinnernd, eigentlich Erzählkerne für Kalendergeschichten sein könnten: Zwei Brüder erkennen sich nach dreißig Jahren zufällig in einem Gasthaus; ein Heilbronner Weingärtner kommt wieder zu seiner silbernen Zylinderuhr, die er vor 40 Jahren «beim Reuten» an derselben Stelle verloren hatte, sie geht noch tadellos; ein ehemaliger Anstreicher und dann Wunderheiler von Düsseldorf mit täglich bis zu tausend Heilungen à zehn Mark zieht sich bei nachlassender Heilwirkung mit seinen Millionen «ins Privatleben zurück». Das Städtchen Warin in Mecklenburg versucht der Inflation freilich auf andere Weise Herr zu werden: indem es eine Luxussteuer auf Ruhe- und Sitzmöbel einführt!

Seite vier: Beiträge in schwäbischer Mundart – Löffel alias Knöpfe dem König treu ergeben

Die Beiträge in schwäbischer Mundart befinden sich gewöhnlich auf der vierten Seite. Da darf einem Schwaben beim Lesen der vertrauten Klänge – seinem sprachlichen Zuhause – schon einmal das Herz richtig aufgehen! Wilhelm Löffels Kolumne *A'sichta vom Wengerter Knöpfe vom Bohnaviertel* ist jahrelang

fester Bestandteil dieser Seite. Biografie und Fiktion mischen sich freilich dabei, denn der wirkliche Knöpfe war gewiss nicht Weingärtner, sondern im wiederholten Anlauf höchstens Wirt.

Um welche Ansichten handelt es sich dabei? Ein wesentlicher Grundzug dominiert sie: der Goldglanz der guten alten Zeit. Das lässt sich leicht verstehen, wenn man den Niedergang des Weingärtnerstands berücksichtigt, dessen Gewerbe noch im achtzehnten Jahrhundert das wichtigste der Landeshauptstadt war und auch noch lange danach etwas zählte. Weingärtner waren im Allgemeinen bodenständige, traditionsbewusste und politisch loyale Menschen. Wilhelm Löffel definiert sich durch dieses Selbstverständnis seiner Vorfahren, ist höchst konservativ und vor allem königstreu. Nun ist es natürlich nicht verwunderlich, dass Inflation und politische Lage nach dem Ersten Weltkrieg die Gegenwart nicht gerade verlockend erscheinen lassen. Und so schreibt er Ende 1920 in einem seiner ersten Beiträge: *Wer kriagt en onserer gegawärticha Zeit – wo dr Humor am Galga baumelt ond dr Materialismus Burzelbööm schlächt, – wo dr Egoismus an alle Eck ond End Juhe schreit ond onser en o'durchdrenghicha Nebel gehüllte Zuakonft koin freudicha Hoffnongsschimmer*

Der Kultur wegen ...

Bad Buchau am Federsee, das Ausflugsziel in Ihrer Nähe!



- Federsee mit Aussichtsplattform
- Adelindis Therme mit großzügiger Saunalandschaft
- Federseemuseum mit Freigelände und Steinzeitdorf
- Wackelwaldpfad
- Städtisches Freibad, gemütliche Cafés und Lokale
- Idyllisch gelegene Wohnmobilstellplätze



Unser Tipp: Historische Kräutertage

im Federseemuseum am 3. und 4. Mai 2008



Bad Buchau
am Federsee

Tourist Information
Marktplatz 6
88422 Bad Buchau
Telefon (0 75 82) 93 36-0
Telefax (0 75 82) 93 36-20
info@bad-buchau.de
www.bad-buchau.de

ufkomma läßt – wer kriegt do net 's Hoimweh noch de frühere goldne Zeita?

In dieser schwarzmalerschen Aussage steckt natürlich ein gutes Stück berechtigter Zeitkritik, doch die nostalgische Beschwörung der goldenen Vergangenheit ist auch schon ein Grundzug seiner Beiträge im «Stuttgarter Neuen Tagblatt» von 1908 bis 1914, wo sie mit Kriegsbeginn abrupt enden.

Mit der Königstreue hat es nun aber über die traditionelle Einstellung hinaus eine ganz persönliche Bewandnis, denn Wilhelm Löffel ist am gleichen Tag wie König Wilhelm der Zweite von Württemberg geboren, und er hat diese Übereinstimmung wiederholt als Schicksalswink betrachtet und gefeiert. Dies führte letztlich zu einem offenen Brief an ihn, den er 1921 außer in Stuttgart auch in New York³ veröffentlichte, um ihm weiterhin seine Treue, ja, die aller rechten Schwaben zu versichern, obwohl der König bereits seit drei Jahren abgedankt hatte! Eine Fahrt zu ihm nach Friedrichshafen mit dem Männerchor der Stuttgarter Kickers schloss sich daran an, und es ist sogar ein Foto überliefert⁴, das den ehemaligen König, der noch im selben Jahr starb, im Kreis seiner Getreuen zeigt. Wilhelm Löffel durfte, jetzt als Wengarter Knöpfle, eine Ansprache an ihn halten und brachte sie prompt und auch die Worte des bewegten «Väterchens» von Stuttgart wiederum den Landsleuten in Amerika nahe: *I sag Euch – liabe Landsleut – dr Könich hot glacht ond gweint vor Rührong – so hot en mei A'schproch grührt – ond nachdem er mir noamol ordelich d' Hand verschüttelt – ond viele Grüäß an mei Karlena mir en Uftrag geba hot – hent mir ons zom Fotografiera ufgschteilt.*

Zweifellos wird durch eine solche Art der Berichterstattung und auch durch das Charakterbild, das er immer wieder vom wackeren Schwaben zeichnet, nicht nur die Möglichkeit zur Identifikation geboten, sondern zugleich eine ganz starke emotionale Bindung zwischen den Ausgewanderten und den Dagebliebenen gestiftet, die das Heimatgefühl wachruft oder wachhält – gewiss auch mit den alten Herrschaftsstrukturen verknüpft, aber ebenso die gemeinsamen Wurzeln spüren lässt! Ein Auszug aus dem offenen Brief an den ehemaligen König möge dies beispielhaft verdeutlichen. In typischer Weise verbindet sich dabei Erzähltes mit Gereimtem:

*Dös ischt mei Wonsch am heut'ga Tag,
Er kommt aus tiäfschtem Herza;
I be a Ma' vom alta Schlag –
Ond tua net blendlengs scherza!*

*Ond so – wia i – send Gott sei's Dank,
No viele wackre Schwoba;*

*Ischt au a Drittel geischteskrank –
Zur Zeit – dia läßt mr toba!*

*Vielleicht, eh 's Reich voll uf em Hond,
Wird's dämmra, dene Koga;
No kommt dr Katzajammer – ond –
Dr Wah' ischt schnell verfloga!*

*Mr hört zom Toil äls wirklich scho –
So hia ond do was mongla:
«Ach hättet mir da Könich no –
Säß mr jetzt net em Donkla!»*

Es hot amol a Zeit geba – i glaub mr hot se d' Friedenszeit ghoißa; ond do ischt bei ons em Schwobaländle zwischa Fürscht ond Volk alles oi Kuach ond oi Muas gwä! Do hent d' Leut no net so bissich ond verdruckt end d' Welt nei'guckt – wia heutzutag! Jedes Schwobaherz hot sich gfreut – ond en Schtolz ghet – wenn onser vielgeliebter Könich mit seine Schpitzerla uf dr Planie – en de A'lage oder uf dr neua Wei'schtoig schpaziera ganga ischt – ond en leutseelicher Weis sich onter sei Volk gmischt hot.

So ischt au amol der seelaguate alte hohe Herr em Willaviertel droba en Degerloch – mit seim russischa Zottelbära ond dem oizächta – verwoista Schpitzerle schpaziera ganga – ond hot d' Natur bewondert – ond wia er am Kurhaus Hohenwaldau vorbeikommt – ischt mei Hond zom Hoftor rausgfahra – ond uf onsrem Könich sei Schpitzerle zua. «Om dr Gottes Willa!» hot mei Weible en Todesängshta gschria – «pfeif schnell em Hond, der packt sonscht em Könich sei Schpitzerle!» «Schwätz no nex domms, Weib!» han i gsagt: – «Onser Hond hot en der Beziehung Bildong – der tuat em Könich seim Schpitzerle nex z'loid!» Zur Vorsorg han i aber no doch pffiffa – ond mei Hond hot mit reschpecktvoller Miene «kehrt» gmacht – ond onser liaber Herr Könich hot glacht. I han nochher zu meim Weib gsagt – wenn blos d' Hond ananander nuffahret, ischt net schlemm; wenn aber amol d' Leut anander packet – no hot's dr Deufel gseah! Es hot zwor selbichsmol mei Herz ond Seel an nex bös denkt, daß dös – was i do gsagt han – amol woher werda könnt. Jetzt isch jo soweit komma – d' Leut hent anander packet – ond was isch 's End vom Liad? Mir send om onsern ganza Frieda – ond sogar om onsern liaba Könich komma! Was hent mir jetzt von onsrem Freischaat? Nex weiter – als daß ons d' Händ emmer ärger bonda werdet – ond älla Zucht ond Ordnong weg ischt! Do muaß doch em a alta Soldata – der treu seim Könich ond Vatterland deant hot, schließlich 's Herz blua-ta – ond i schäm mi heut no, daß mir ons von 'ra Handvoll fanatische Kraköhler hent so ens Bockshorn jaga lassa! Es ischt noch meiner A'sicht doch recht bedauerlich, daß dr Mensch – trotz seine hohe Geischtesgaba – au no koin Fonka aus dr Weltgschicht glernt hot; denn sonscht müaßt 's Volk doch endlich amol wissa, was zu onsrem Frieda deant! (...)

Der Schluss des Briefes lautet dann so: *Ond jetzt – Durchlauchtigschter Herr Herzog – han i mi no einer a'genehma Pflicht zu erledicha⁵. Onser Landsleut – drüba en Amerika, mit dene i emmer korreschpondier – ond dia regelmäsih em N. Y. Schwäbische Wochablatt dia A'sichta vom Wengerter Knöpfle leset – ond dia, soviel i woiß, onser liaber Herr Könich ällamol au so gern glesahot – hent mi ersuacht – als Beweis echter Schwobatreue ond A'hänglichkeit an onser alts Könichshaus – Sr. Durchlaucht die herzlichschte Glück- ond Segenswönsch zom 73. Geburtstag zu übermittla!*

*So will i – mit Amerika –
Mi zum Toascht erheba:
«Es lebe onser Herzogspaar –
Ond 's Schwobaland drneba!»*

Die anrührende Aufforderung zur Teilhabe an diesem Dreibund kann nur einen echten Schwaben voraussetzen. Und wer wollte das nicht gerne sein? Selbstverständlich darf solche Treue auch einmal kritisch gesehen werden, aber das liest man dann an anderer Stelle⁶, doch selbst dort noch so, dass dem Tadel das Lob der Verlässlichkeit abzugewinnen ist: *Mir Schwoba – dös hoißt – was richtiche Schwoba send – hent onsern oigena Natzionalschtolz – ond doch send mir – dem Hemmel sei's geklagt – manchmol preußischer, als d' Preußsa selber; denn wenn von Berlin a Erlaß kommt – send mir de Erschte, wo en ufs Idiüpfle naus befolget – während em übricha Reich koi Hahn drnoch kräht – was en Berlin für Gsetzer fabriziert werdet!*

Wird mit diesem Appell zur Treue ein altes Klichschee bedient? Man könnte es denken, doch tönt es aus den Schwabenvereinen in Amerika genauso herüber, nämlich dass der «Wahrspruch» des schwäbischen Königswappens *furchtlos und treu* auch der Wahlspruch eines jeden wackeren Schwaben sei. Kein Wunder also, wenn bei einem solchen Selbstverständnis im Ersten Weltkrieg die württembergischen Verluste die höchsten aller deutschen Kontingente waren – so liest man's 1921, statistisch untermauert, im Schwäbischen Wochenblatt⁷.

Noch etwas anderes ist in dem abgedruckten Briefauszug hervorzuheben: die ausgleichende, pazifistische Haltung des Schreibers, besonders an der Stelle, wo er die beiden Hunde aneinander hochgehen sieht und die Leute von einer solchen tierischen Reaktion ausnehmen möchte. Die Mahnung zur Besonnenheit und zur Verträglichkeit ist der Leitgedanke fast aller seiner Beiträge und selbst noch dort in Kraft, wo er sich, politisch engagiert, gegen die unnachgiebige französische Revanchepolitik der damaligen Ministerpräsidenten wendet: gegen den *Dauerbrandredner* Briand und dann seinen Nachfol-

ger Poincaré – *dr Boinerkarle*, wie er den «Totengräber» Deutschlands verballhornt bezeichnet –, und er geißelt wiederholt die «Ruhranfälle» beider, die dann tatsächlich Anfang 1923 zum Einmarsch in Essen und zur Besetzung des ganzen Ruhrgebiets führen. Seiner Überzeugung nach sind es aber nicht die Völker, die sich gegenseitig vernichten wollen, sondern *gewöhnlich ischt es blos dr persönliche Ehrgeiz Einzelner, dia auf Koshta der Masse – ohne ihr Gewissa zu prüafa – sich en Nama machet – ond wenns net em Guata goht, so muaß eba Gwalt a'gwendet werda!*⁸ Solche politischen Ansichten unterbreitet er insistierend und warnend seinen Landsleuten in Amerika. Für sie ist das Wochenblatt nun aber genauso ein Forum, und so findet man darin immer wieder sowohl Berichte aus den Schwabenvereinen als auch, sozusagen als Gegen- und Seitenstimme zu der Knöpfles, den *Chicagoer Brief*, verfasst von Julius Schmidt, gleichfalls auf schwäbisch – jawohl, er beherrscht es noch!

*Exportierte Heimat: Das Echo aus Amerika –
«Schwabenhilfe» nach dem Ersten Weltkrieg*

Gegenstimme ist der ausgewanderte Tübinger insofern, als er, gleichsam zwischen zwei Kulturen stehend, Amerika in seiner Oberflächlichkeit sehr kritisch sieht und lieber sein eigenes Erbe beibehalten möchte. Aber was lässt sich herüberretten? Am liebsten natürlich nachgebaut der ganze Heimatort, wenigstens aber sein Name, und so gibt es z. B. in Arkansas, von einem gewissen G. A. Bürkle um 1880 gegründet, ein Stuttgart und gleich in der Nähe dazu ein Ulm. Wenn aber auch das nicht möglich ist? Dann wenigstens das Cannstatter Volksfest!

Unter den Schwabenvereinen, die sich zu Wort melden, feiern es fast alle als ihr Gründungsfest und zugleich als Höhepunkt des Jahres. Der Chicagoer Verein ist 1921 der größte und begeht sein 43. Stiftungsfest, der New Yorker ist der älteste mit bereits 59 Jahren, aber auch der von San Francisco kann bereits 40 vorweisen. Und sie feiern es möglichst auf gleiche Weise. Eine künstlerisch geschmückte «Fruchtsäule», in Chicago auf dem Tempel des Bacchus, erinnert an das ursprüngliche Erntedankfest (in Cannstatt wurde sie 1818 von Nikolaus von Thouret geschaffen). Sie darf keinesfalls fehlen. Ebenso wenig der schwäbische Wurstmarkt mit den wichtigsten deutschen Würsten und dem Geschmack der Heimat! Dazu gehören auch Laugenbretzel, Zwiebelkuchen und Sauerkraut.

Wesentlich sind dann die Bühnenspiele, die volkstümlich alljährlichen: *Die sieben Schwaben auf der Hasenjagd*, *Die Spinnstube* mit den echten schwä-



Die Fruchtsäule des Cannstatter Volksfests in Chicago. Dieses Foto erschien 1937 in der Zeitungsbeilage «Schwabenland – Heimatland», herausgegeben von Hans Reyhing.

bischen Trachten oder auch *Die Altweibermühle* und wechselnde, etwa eine schwäbische Bauernhochzeit. Eine ganz wichtige Rolle spielen deutsche Lieder, manche mit bedeutungsvollen Titeln wie *Heimkehr* oder *An der Heimat halte fest*, dargeboten von einem Liederkranz, dem Schwäbischen Sängerbund – Vereinigungen, die es noch heute dort gibt – oder von sonstigen Chören. Auch bei anderen Veranstaltungen stehen Lieder im Mittelpunkt, erklärtermaßen als «Leitstern der Zusammengehörigkeit», und der Bericht, dass einmal Uhlands *mächtig, prächtig gsongener «Tag des Herrn» auf dem Michigan See vor hondertausend, gerstig dem Deutscha no feindselig, heut aber a'dächtigt lauschende Auhre* dargeboten worden sei, muss wohl wahr sein. Natürlich gibt es auch «Volksbelustigungen aller Art», wie Tanz und Preis Kegeln, und sogar einen «Hofkeller», aber richtiges Bier eben nicht! Halbprozentiges bloß und überaus «seichtes» aufgrund der in Kraft getretenen Prohibition. Allenfalls ein Schnapsfläschchen im Hosensack lässt sich

da verheimlichen, nicht aber die Fahne, wenn ein amtlicher Schnüffler unterwegs ist.

Das bewusste und manchmal puristische Festhalten am mitgebrachten Erbe scheint wohl für die erste Generation der Ausgewanderten besonders typisch zu sein. Im oben genannten Bierkrugmuseum erschien denn auch bei einem Sammlertreffen nur der Deutschamerikaner in zünftiger Volkstracht, und sein heimatliches Erinnerungsstück hatte gewiss mehr als bloßen Tauschwert. Und in Montreal wiederum fand im gleichen Jahr (2002) ein großes mehrtägiges Trachtenfest für ganz Nordamerika statt, das die «Schuhplattlergruppe Alpenland» zu ihrem 50-jährigen Bestehen ausrichtete. Solche Begegnungsfeste hatten schon damals bei den Schwabenvereinen eine tragende Rolle, denn die frisch Eingewanderten fanden auf diese Weise leicht Anschluss und Rückhalt, und die Daheimgebliebenen konnten durch die Einnahmen unterstützt werden. Solcher Beistand war bitternötig!

Das «New Yorker Schwäbische Wochenblatt» war deshalb Initiator der so genannten Schwabenhilfe und richtete eine Rubrik ein, in der Spender und Spendenhöhe genannt werden, aber auch Dank schreiben von Empfängern – meist verarmte Frauen des Mittelstands – aufgeführt sind. Darüber hinaus werden Pakete losgeschickt und auch Kühe gespendet, ja sogar eine ganze Herde wird nach Hohenheim verfrachtet, um die Milch an Bedürftige in Krankenhäusern und Kinderheimen zu verteilen. Die Not wächst und wird wiederholt ausgesprochen, sowohl von Adolf Heller als auch dem damaligen Oberbürgermeister Lautenschlager, aber erst durch Wilhelm Löffel ist sie richtig fühlbar. Er sagt im Grunde nicht viel anderes als sie, kann aber durch die Art seines Vortrags, vor allem die Mundart, durch anschauliche Zuspitzung, Mutterwitz und auch die Beweiskraft des Gereimten ganz andere Saiten anschlagen. Der Schluss einer langen Darstellung der augenblicklichen Notlage, die ihn dazu bringe, seine brotlose Kunst an den Nagel zu hängen, lautet Ende 1921 so:

*Wia's wirklich onser Goscha schlaucht,
Dös isch jo donderschlächtich:
Koscht' doch 'as Kalbfloisch ohne Boi –
Jetzt achtzeah Mark ond sechzich!
Wenn oiner a Familie hot –
Ond wills mit Kalbfloisch nähra,
Der ka' sein ganza Wochaloh' –
En oiner Schtond verzehra!
So lebt sich 's Leba emmer meh –
Mit riesiche Beschwerda;
Wirds net bald besser, muaß mr z'letscht
No Hongerkönschtler werda!*

Mr secht wohl äls – wenn mr gsond sei, soll mr net klagä; denn d' Gsondheit ischt jo bekanntlich dr gröschte Reichtom! I pfeif aber do druf – wenn oim älle Augablick 's Geld ausgoht, no büäfst mr z'letscht au sei Gsondheit ei! Früher, wo dr Mensch no koin Schneider ond Schuaschter braucht hot – ond 's Geld ond 's Pulver no net erfonda gwä ischt ond d' Nahrongssorga oim no koine Beschwerda gmacht hot, do mags doch a wahre Luscht gwä sei zu leba; denn erscht durchs Geld ischt dr Deufel en d' Welt komma! Dös wird so zemlich schtemma – was i do sag – ond der wo 's Gegatoil behauptet, hot sicher en Geburtsfehler ontter seim Huat!

*Will mr a A'recht an die Welt,
Koscht's vornweg glei a Ei'trittsgeld;
Dieweil halt scho 's gebora werda –
Verknüpft mit ällerhand Beschwerda!
Schoht no dr Mensch uf oigne Füaß –
Hoifsts: «Arbeit macht 'as Leba süaß!»
Doch d' Süaßsichkeit uf onsrer Welt,
Dui kriagt mr nirgends ohne Geld!
Will mr a Mensch sei erschter Klauf –
Ischt 's Leba erscht a teurer Schpafß;
Denn bis mr kommt zu Ruhm ond Ehr –
Do ghört a großer Geldsack her!
Ischt Armuat aber 's Mißgeschick,
Hot mr da Deufel schtets em Gnick;
Ond hoifst's au: «Armuat schändet net» –
A Schtrohsack isch koi Fedrabbett;
Ond jeder Mensch hot ohne Geld
Koi A'seah net uf dera Welt!*

Dabei ist zu diesem Zeitpunkt der Kulminationspunkt der Notlage noch gar nicht erreicht, denn der Wechselkurs des Dollars wird bis in einem Jahr von 150 auf 2500 Mark ansteigen, die Preise schnellen um die Wette hoch, und auch die Steuern klettern mit⁹. Steuern, die nicht nur, wie oben mitgeteilt, auf Möbel erhoben werden können, nein, sei bißle Humor, den Schwindsuchtkandidaten, müsse man ja auch bereits versteuern, warum also nicht Weiteres¹⁰:

*Besteuert doch dia Läschterzonga –
Ond älle Lüagamäuler mit;
No wär wohl 's höchste Ziel erronga –
Gedeckt wär jedes Defizit!
Fönf Pfennich blos, für jede Lüge –
Ond zeah – für jede Klatscherei,
Was dös an Schteuer ons ei'trüge –
I glaub – mir wäret schteuerfrei!*

Das klingt dann 1922 bei einem noch wurmstichigeren Dasei' um einiges verzweifelter, und zum Durchhalten brauchte es wohl eine gute Portion Gal-

genhumor: *A Pföndle Mehl koscht fufzich Mark, / Zwoi Oier vierazwanzich; / Von Butter wird oim jo jetzt 's Maul / En nächster Zeit – net ranzich!*¹¹ Aber Knöpfle gelingt es auf diese Weise, ein genaues und lebendiges Bild von den Zuständen in der Heimat zu vermitteln und weitere Hilfe, um die er wiederholt bittet, auszulösen. Die Resonanz war beträchtlich. Nicht nur, dass er selbst mit zahlreichen Paketen bedacht wurde, nein, man wollte auch vor Ort helfen, herreisen, die alte Heimat wiedersehen und dabei vor allem auch ihn kennenlernen. Zweifellos hatte er seine Landsleute im Innersten berührt. Einen doppelten Verlust mag er ihnen fühlbar gemacht haben: die zurückgelassene Heimat und die Unwiederbringlichkeit in ihr. Vom *Hoimweh* nach den früheren goldenen Zeiten war ja bereits oben die Rede.

*Rückkehr der Ausgewanderten in die Heimat –
«Amerikanerfest» mit Knöpfle 1922 in Stuttgart*

Freilich, es gab auch noch andere Gründe für eine Reise: den spottbilligen Aufenthalt und dann ein besonderes, lang vorbereitetes Begegnungsfest. Adolf Heller hatte es eingefädelt: das «Amerikanerfest» im Stuttgarter Stadtgarten. Im Juli 1922, am amerikanischen Nationalfeiertag genau, wurde es wieder wie vor dem Krieg Wirklichkeit. Zweifach wird darüber berichtet¹², einmal in offizieller Version und dann in Knöpfles eigener, der ohne Zweifel zum ungekrönten König wurde: *Liabe Landsleut! I sag Euch, es war mir a Wonne, dene viele Leserna ond Leser – vom Neujorker Schwobablatt – dene Mischtres, Missis ond Mischter von Herza die Hand zu drücka – om Zeuge zu sei, von der ufrichticha Freud, wo soviele an Tag glegt hent, ihrn Knöpfle von A'gesicht zu A'gesicht kenna zu lerna!*

Man sah die charakteristischen Köpfe der Amerikaner, heißt es im offiziellen Bericht, die mit ihren dickwattierten Schultern gewichtig einherschritten. Man sah blitzende Goldplomben in gut genährten Gesichtern, hörte das bekannte Idiom der Deutsch-Amerikaner, ein nicht immer ganz einwandfreies Englisch, das zuweilen mit schwäbischen Sprachbrocken untermengt ist. Und selbstverständlich gab es endlich das, was sie drüben schmerzlich vermissten: echtes Bier, das die Zunge löste, und einen gehaltvollen Tropfen, der sie vielleicht auch etwas lähmte. Aber gemeinsames Singen von Volksliedern neben den Dankesreden und Darbietungen gab es freilich auch!

Um dieselbe Zeit ist bereits eine ganz andere Aufbruchsbewegung im Gang, vor der im Wochenblatt ausdrücklich gewarnt wird, nämlich die dauerhafte Rückkehr von Landsleuten in ihre Heimat. Überstürzt und unbedacht scheint dies zu geschehen, ganz unter dem Diktat des Gefühls und oft mit



Diese satirische Zeichnung stammt von Wilhelm Löffel, auf der er Adolf Hitler den Teufelschwanz angehängt hat. Löffel war ein Gegner des Dritten Reichs und warnte: «und wenns amol soweit ischt, no woiß mr – was gschlaga hot – verschtanda?»

bereits in Mark umgetauschten Dollars! Anna Nill, eine treue Mitarbeiterin des Wochenblatts mit etlichen hochdeutschen und mundartlichen Beiträgen, geht überlegter vor, aber sie möchte genauso wenig auf den *Balsam fürs wehe, zerrissene Herz* verzichten, fährt also 1921 nach dreiundzwanzigjähriger Abwesenheit hinüber, bleibt schließlich einfach da und kauft sich ein Haus in ihrem Heimatort Mössingen. Ihren Mann bringt sie dazu, *da Krempel* in Amerika zu verkaufen und nachzukommen. Diese Rückkehr schildert sie in überschwänglichen Tönen als innige Liebeserklärung an ihr Land und ihre Landschaft, ihren Farrenberg besonders, den sie von nun an rühmt, auch die anderen Berge des Steinlachtals oder etwa die Wurmlinger Kapelle bei einer Wanderung zu ihr. All dies hindert sie jedoch nicht an der schließlichen Erkenntnis, dass das Gras in der Heimat auch nicht grüner, vor allem die wirtschaftliche Lage nicht so rosig ist und das Kuhfleisch

bedeutend älter. Und so kehrt sie letzten Endes zwei Jahre später doch wieder nach Amerika zurück, in ihre neue Heimat, die ihr nun überaus teuer geworden ist: *Und das*, schreibt sie, *nachdem ich vor Heimweh nach dem Farrenberg und meinem Wiegennest fast vergangen bin*. Nicht aber, ohne vorher einmal ihren Dichterkollegen Knöpfle von Angesicht zu Angesicht kennengelernt zu haben und seiner Erzählkunst zu folgen, wie er etwa darlegt, warum er so gut im Futter ist, nämlich aufgrund seiner Gönner in Amerika, dazu seiner Geburt mit dickem Kopf und seiner Veranlagung zum dicken Knopf¹³ – was er dann 1930 in seinen *Jugenderinnerungen* im gleichen Blatt weiter ausführt, die aber leider mit seinem vierten Lebensjahr enden, weil er die frühere Zeit für erzählenswerter hält.

Viel umsichtiger unternimmt Julius Schmidt, der Verfasser des *Chicagoer Briefs*, seine Reise nach und durch Schwaben, die er über mehrere Monate ausdehnt und unter dem Titel *Michel uf Roisa* ausführlich schildert. Er sagt schon sehr deutlich, warum er sich das leisten kann, wenn z.B. ein Essen nur 50 Cents kostet oder eine Übernachtung im besten Hotel ein *Dälerle*, und er kommt immer wieder ganz konkret auf diese Lebensverhältnisse mit genauen Preisangaben zurück, bittet aber seine Landsleute nachdrücklich, sich nicht am Ausverkauf Deutschlands zu beteiligen. Ja, er hat den Blick für die Armut hinter der «Tünche» scheinbarer Normalität und fordert deshalb alle zur Wohltätigkeit auf. Aber er sieht und sucht auch den Reichtum dieser Gegend, der sich eben nicht exportieren lässt: die heimelige Architektur der alten Städtchen mit *kromme Gäßle*, *alte Schdadhmaure*, *steinerne Bronne* und *reichgeschmückte Kirche* und die einzigartigen kulturellen Schätze des Landes.

Bei solcher Vorliebe führt ihn seine vielfältige Besichtigungstour auch einmal zum Silchermuseum nach Schnait, dem Geburtsort des verehrten Komponisten, mit dem unverhofften Glück der Kostprobe einiger Lieder – und so, *daß oims 's Herz em Leib dren lacht ond d' Hoimet en goldenem Liacht erscheint!*; und sie führt ihn ebenso zum Justinus Kernerhaus nach Weinsberg wie ein anderes Mal zur Freilichtbühne im Stuttgarter Bopserwald, wo ihn eine Auf-führung von Schillers «Räubern» beeindruckt, noch viel mehr aber einen Monat später das Oberammergauer Laienspiel! Ein Besuch bei Isolde Kurz¹⁴ und in Gaienhofen bei Ludwig Finckh gehören zu den besonderen Erlebnissen, die dazu beitragen, dass er eigentlich gar nicht mehr so gern in die Staaten zurück möchte, wären nicht seine Lieben dort.

Was ons en Amerika am meischte fehlt, schreibt er einmal¹⁵, *anregende Onterhaltung em Krois vo gebildete*




Das Ausflugsziel im UNESCO Geopark Bergstraße-Odenwald:

EBERSTADTER TROPFSTEINHÖHLE

Einem Zufall verdankt die Tropfsteinhöhle im Buchener Stadtteil Eberstadt ihre Entdeckung. Sprengarbeiten in einem Steinbruch ließen die atemberaubende Schönheit eines geologischen Naturdenkmals zu Tage treten, das einmalig in Süddeutschland ist. Werden Sie Höhlenforscher und entdecken bei einer einstündigen Führung eine bizarre Welt glitzernder Phantasiegebilde. Die bequem begehbare Höhle ist 600 Meter lang, die Temperatur liegt konstant bei 11 Grad Celsius.
Öffnungszeiten:

1.3. bis 31.10. täglich von 10 bis 16 Uhr *
*März, Apr., Sept., Okt., Montag Ruhetag
1.11. bis 28.02 sa/so und feiertags 13 bis 16 Uhr
Reisegesellschaften wird empfohlen sich anzumelden.

Weitere Informationen und Anmeldung:
VERKEHRSAMT BUCHEN
Platz am Bild
74722 BUCHEN (Odenwald)
Tel.: (06281) 2780 Fax: 2732 www.buchen.de




Mensche, dia über Konscht, Literatur, Musik ond politische Aelltagsfroga grad so interessant zu spreche verسته, wia wir Schwobe über de letscht Erfendung zur Herschtellung vo 'Munschein' oder 'homebru', gemeint ist Schnaps und Bier. Während sich dies ändern und auch kulturell Vermisstes aus der Heimat «exportieren» ließe, sind doch ihre Atmosphäre und Ausstrahlung, wie es folgender Satz formuliert, fraglos ortsgebunden: *Au hier verleb i a paar Täggle voll Sonnenschei' ond Heimatswonne. Alte Tanne, Buache, ond Kastaniebäum nicket mer zua, safftige Kirsche vom Baum ens Maul labet me ond i merk wieder, wia der Schwob aus der ihn umgebende Natur des Wörtle «Gemüat» uf sich selber übertrage hot.*¹⁶

Wer historische Genauigkeit und Farbigkeit sucht, für den ist das «New Yorker Schwäbische Wochenblatt» eine Fundgrube. Es ist eine überaus sachliche Zeitung, die sich politischer Parteilichkeit nicht öffnet. Im Gegenteil sind ausgleichende Stimmen am Werk, die besonders das Heraufkommen des Dritten Reiches warnend begleiten, vor allem die genannte Anna Nill, die sich 1932 ganz entschieden mit einem Artikel zu Wort meldet: *Lasset uns Brüder sein!* Beim Wengerter Knöpfle mit seinem grundsätzlichen Bekenntnis zur Überparteilichkeit heißt es einmal lakonisch: *Vor Hogakreuzler mach i 's Kreuz oder 1933 kurz vor der Reichtagswahl in einem seiner letzten Beiträge: Es ischt nämlich jetzt bei ons das dritte Reich so nahe herbeigekomma, daß mr scho sein heilicha Odem en alle Knopflöcher schpürt – ond wenns amol soweit ischt, no weiß mr – was gschlaga hot – verschtanda?* Eine Zeichnung von ihm aus dieser Zeit, die Hitler im Bunde mit dem Teufel zeigt, unterstreicht diese Ansicht¹⁷.

Soweit die oft schlechten Filmvorlagen, kurssorisch betrachtet, bis zur Machtergreifung erkennen lassen, scheint das «New Yorker Schwäbische

Wochenblatt» die nationalistischen Töne oder gar die Hetzpropaganda der Heimat nicht übernommen zu haben. Welches Bild sich allerdings genau und vor allem danach bietet, müsste eine besondere Untersuchung zeigen.

ANMERKUNGEN

- 1 Angeführt in: *Feinäugle* / König, Mundartdichtung in Württemberg seit 1945, Verlag Karl Knödler, Reutlingen, 1991.
- 2 Im Institut für Auslandsbeziehungen, Stuttgart, und im Institut für Zeitungsforschung, Dortmund. Die Filme sind identisch.
- 3 Erschienen am 23. 3. 1921. Die Stuttgarter Fassung vom Februar 1921 ist in meinem Sammelband *Kraut ond Rüaba, Vermischtes aus dr Scheuer*, Talfeldverlag, 1996, vollständig abgedruckt.
- 4 *70 Jahre Sportverein Stuttgarter Kickers*, herausgegeben vom Sportverein Stuttgarter Kickers, 1969, S. 73.
- 5 «erledicha» statt «entledicha». Siehe auch Schiller, Tell, 1. Akt, 2. Szene, Zeile 288: «wie man des Drucks sich möcht' erledigen.»
- 6 Am 22. 6. 1921.
- 7 Am 29. 6. 1921.
- 8 Am 20. 9. 1922.
- 9 Gut dokumentiert in: *Schwabenreport, 1918–1933, der Kaiser geht, der Führer kommt*, von Hermann Freudenberger, Theiss Verlag, 1988.
- 10 Am 12. 4. 1921.
- 11 Am 20. 9. 1922.
- 12 Am 26. 7. 1922.
- 13 Wilhelm Löffel bzw. Knöpfle schildert diese Begegnung ausführlich in seinem Beitrag *Anna Nill bei Knöpfles*, am 8. 11. 1922.
- 14 Am 19. 4. 22 lässt er einen Brief von ihr im N.Y. Schwäbischen Wochenblatt abdrucken.
- 15 Am 13. 9. 1922.
- 16 Am 23. 8. 1922.
- 17 Abgebildet im genannten Sammelband, siehe Anmerkung 3.